

Der weiße Frauenkörper im ‚Krieg gegen den Terror‘:

Herausforderung für feministische Debatten

Katrin Oberdorfer

„Die Objekte meines Hasses, die glaubten, ihre guten Gründe zur Gewalt gehabt zu haben, zur Gewalt gegen sich selbst, aber vor allem gegen andre, die sie in maßloser Selbstüberhebung bestimmt haben, Unschuldige, die für irgendwelche eingebildeten Schuldigen und für irgendeine Schuld, die von den Tätern willkürlich behauptet wurde, zahlen mussten (und immer immer immer die Gewalt gegen Frauen, die offenbar eines nie zu sühnenden Verbrechens schuldig sind, bloß weil sie überhaupt da sind, daher muss man sie verbergen, aber für Vergewaltigungen sind sie immer noch gut genug, verborgen oder nicht), diese Objekte sind eben außerhalb meiner Reichweite, aber ich werde mir keinen Ersatz für sie suchen. Das ist der Punkt. Nicht einmal einen anonymen Bruder, eine anonyme Schwester oder ein Tier werde ich opfern. Diese Zeiten sind vorbei. Ich werde Amerika holen. Die werden jetzt die für mich nicht Erreichbaren für mich zerstören. Das machen die. Meine Stellvertreter: ganz Amerika. Ich bin dafür, aber ich weiß noch nicht, ob sie es richtig machen. Ich hoffe es. Aber wissen kann ich es nicht.“ (Elfriede Jelinek, 2001)

Am Tag nach dem 11. September titelten zahlreiche westliche Medien als Geste der Solidarität mit den Opfern der Terroranschläge: „Heute sind wir alle Amerikaner“. Doch wo, fragten schwarze Feministinnen, die gegen einen drohenden Afghanistankrieg protestierten, könnten sich ‚people of colour in diesem ‚wir‘ wieder finden? Die in den Medien verwendete Form des generischen Maskulinums ‚Amerikaner‘ zeigt an, dass dieses ‚wir‘ durch stillschweigende Ausschlusspraktiken hergestellt wurde. Es liegt auf der Hand, dass dabei einige Subjekte – nicht nur im Text – verloren gehen mussten. Am 7. Oktober 2001 fielen die ersten Bomben auf Afghanistan und leiteten einen Krieg ein, der bis zum heutigen Tage andauert.

Völlig geschockt, dass offenbar *auch* der mächtigste Staat der Welt verwundbar sei, wurde zur Legitimierung eines – wie er von nun an genannt wurde – Krieges ‚gegen den Terror‘ zentral auf die Rechte afghanischer Frauen gesetzt. Präsidentengattinnen erhoben sich zu Fürsprecherinnen ‚des‘ Feminismus und konservative Politiker wurden zu glühenden Anhängern ‚der‘ Frauenbewegung. Die im generischen Maskulinum verloren gegangenen Frauen wurden plötzlich zur zentralen Kategorie ‚neuer Kriege‘. So verlautbarte Laura Bush 2002: „The fight against terrorism is also a fight for the rights and dignity of women.“ (US Government, 2002). Für kritische Feministinnen warf dies die Frage auf, welchen Preis ‚wir‘ bereit sind, für ‚unseren‘ Subjektstatus zu zahlen.

Die Frage, warum der verhüllte oder entblößte Frauenkörper als vermeintliches Gütekriterium einer ‚rückständigen‘ oder ‚aufgeklärten‘ Kultur herangezogen wird, führt uns an die diskursiv verschränkte Herstellung von ‚race‘ und ‚gender‘ in den Debatten rund um den ‚Krieg gegen den Terror‘. Da die Diskussionen, sowohl in den Medien als auch in der Wissenschaft, zentral darum kreisen, die Unterdrückung muslimischer Frauen zu be- oder zu widerlegen, gerät aus dem Blick, welche Spuren Kriege, die nach ‚Außen‘ geführt werden, in den ‚eigenen‘ Gesellschaften hinterlassen.

Mein Vortrag widmet sich daher der Frage, welche psychologischen Prozesse die diskursive Hervorbringung weißer Frauenkörper begleiten und in welchem Spannungsfeld diese zu Geschlechter-, Körper- und Sexualitätspraktiken stehen. Wie sich die Erfahrungswelten weißer Frauenkörper als stillschweigende Norm – gerade auch in kritische Diskurse – einschreiben, werde ich entlang dreier zentraler Themenkomplexe näher anführen. Zuerst werde ich einen kurzen theoretischen Überblick jener Ansätze aus den ‚critical whiteness

studies‘ geben, die Lektürestراتيجien entwickeln, um ‚whiteness‘ als stillschweigende Norm zu dekonstruieren und aus wissenssoziologischer und feministischer Perspektive wieder sichtbar zu machen. Damit greife ich die Kritik schwarzer Feministinnen auf, die davon ausgehen, dass die Universalisierung von Geschlecht als analytische Kategorie den Blick auf rassifizierte und klassifizierte Herstellungspraktiken unterschiedlicher Weiblichkeiten versperrt. Wenn im Rahmen feministischer Analysen Geschlecht als analytische Kategorie universalisiert wird, impliziert dies bereits auf methodischer und methodologischer Ebene eine strukturelle Ausblendung von Herrschaftsverhältnissen.

Mit den medialen Darstellungen der beiden US-Soldatinnen Lynndie England und Jessica Lynch eröffne ich im zweiten Teil eine Diskussion über die vergeschlechtlichten Herstellungspraktiken weißer Frauenkörper in militarisierten Kontexten, die ich entlang der diskursiven Hervorbringung einer zugleich mächtigen und ohnmächtigen ‚femme fatale‘ erörtere. In Teil drei lege ich die diskursive Verschränkung von ‚whiteness‘ und ‚femininity‘ als Analyseraster an ausgewählte Texte namhafter US-Feministinnen an und entwickle dabei zentrale Kategorien, wie sich ‚whiteness‘ als stillschweigende Norm in die jeweiligen Texte einschreibt. Anhand der Untersuchung ausschließender Praktiken weißer Feministinnen, die ihre Körpererfahrungen von Verletzbarkeit als weiße Frauen aus der Mittelschicht universalisieren, versuche ich sichtbar zu machen, wie – auch innerhalb kritischer Ansätze – die Geschichten und Erfahrungen von ‚women of colour‘ ausgeblendet werden.

Schließlich werde ich als Conclusio und Ausblick meines Vortrages die Frage feministischer Perspektiven aufgreifen. Die Konstruktion eines Frauenkörpers, der in seiner universellen Verletzbarkeit konstruiert wird, ist nicht nur eine epistemologische Leerstelle, sondern auch eine politische Kurzsichtigkeit. Kriege dienten in der Geschichte immer wieder als Ablenkungsmanöver, um den Kampf marginalisierter Bevölkerungsgruppen für ihre legitimen Rechte zu verhindern und diese für ‚gerechte Kriege‘ einzuspannen. ‚Weiße Kriege‘ werden aber jenseits geschlechtlich markierter Grenzen geführt: ebenso wie nicht dem androzentrischen Ideal entsprechende Männer gegen die herrschenden Raster des Krieges intervenieren, können auch Frauen, trotz ihrer marginalisierten Position, Kriege befürworten, legitimieren und führen. Feministische Bündnisse jenseits geschlechtlicher, sexueller und rassifizierter Grenzen sehe ich in diesem Zusammenhang als wesentliche Beiträge zur Entwicklung friedenspolitischer Perspektiven.